

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925 1901

1.12.1901

Sterne und Blumen.

Belletristisches Unterhaltungsblatt zum „Badischen Beobachter“.

Mitbegründet

von

Philipp Wasserburg („Lairus“) in Mainz.

Nr. 48.

Sonntag, den 1. Dezember.

1901.

Unter'm Tannenbaum.

Weihnachts-Erzählung von A. Grünig.

(Nachdruck verboten.)

„Wo nur Ellen bleibt?“ Die müde Stimme hatte einen klagenden, beinahe vorwurfsvollen Tonfall. Sie klang aus der Tiefe eines mächtigen, altmodischen Lehnstuhls hervor, in dem eine in dunkle Trauergewänder gehüllte Frauengestalt ruhte. Das von draußen hereinfallende weiße Schneelicht, das trotz der frühen Dämmerung des kurzen Dezember-Nachmittags noch eine matte Helle verbreitete, beleuchtete die noch immer einmüthigen Linien eines von schwarzer Wittwenhaube bedeckten Kopfes. Das Antlitz unter der tief in die schmale Stirne fallenden Frauenhaube zeigte feine, durchgeistigte, aber unendlich vergrämte Füge; um die ganze Erscheinung schwebte jenes unbestimmbare Etwas, das von der echten Aristokratin unzertrennlich ist. — Ein klagender Blick aus den tiefumschatteten Augen, denen man es ansah, daß sie viel geweint hatten, schweifte durch das in seiner schlichten Einrichtung so seltsam gegen ihre vornehme Erscheinung absteckende Gemach und blieb zuletzt auf der Dienerin haften, die in eifriger Geschäftigkeit hin- und hertrippelte und den Staub von den einfachen Möbeln wischte. „Wo nur Ellen bleibt?“ wiederholte die Herrin noch einmal. „Ich begreife nicht, was sie so oft in das armselige Landstädtchen führt . . .“

In das rinzliche Gesicht der Alten stieg eine verrätherische Rölhe; wie um dieselbe zu verbergen, machte sie sich noch eifriger mit dem Wischtuch zu thun. „Gnädige Gräfin müssen bedenken, daß die Komtesse ein junges Blut ist, für das Einsamkeit nicht taugt,“ sagte sie mit abgewandtem Gesicht. „In den vornehmen Töchtern des Städtchens findet sie doch wenigstens Altersgenossinnen, mit denen sie Umgang pflegen kann.“

„Wenn dieser Umgang für die Komtesse Tarnfels nur nicht ein so entsetzlich unpassender wäre!“ seufzte die Dame. „Freilich, Du hast Recht, Susanne, ich darf ihn ihr trotzdem nicht wehren: es ist ja die einzige Zerstreuung, die dem armen Kinde in dieser Einsamkeit geboten wird. Ach, Susanne, wie anders hatte ich

mir diesen Winter für sie gedacht! Er sollte sie in die Welt einführen! Im Geiste sah ich sie schon auf Bällen der Residenz als bewundernten Stern Triumphe feiern, zu denen ihre Jugend und Schönheit, sowie ihr alter Name sie so sehr berechtigt hätten — und nun? — Der Gegensatz ist zu fürchterlich! . . .“ Aufschluchzend preßte sie ihr Tuch an die Augen.

„O bitte, bitte, nicht weinen, Frau Gräfin!“ bat die alte Susanne, erschrocken hinzutretend. „Komtesse Ellen ist immer so sehr betrübt, wenn Frau Gräfin verweinte Augen haben!“

„Kann ich denn anders, gute Susanne, wenn ich des bevorstehenden Christfestes und des entsetzlichen Unterschiedes zwischen sonst und jetzt gedente?“ stammelte die Gräfin, mühsam nach

Fassung ringend. „Im vorigen Jahre auf unserem schönen Tarnfels, von meines theueren Gatten zärtlicher Liebe mit reichen Gaben überschüttet — und heute — heute trage ich den Wittwenschleier um ihn, mit dem wir nicht nur ein geliebtes Leben, mit dem wir auf einen Schlag Alles: Stellung, Heimath und Vermögen verloren! — Wer uns unter den strahlenden Weihnachtskerzen gesagt hätte, daß wenige Tage später in Tarnfels die Todtenkerzen brennen und wir aus seinen Lieben Männern in die

Verbannung ziehen würden, um dem neuen Majorats Herrn Platz zu machen! O, und daß es gerade ein Eproß jener verhassten Linie ist, welchem wir weichen mußten, das ist nicht der gelindeste Stachel in meinem Schmerze . . .“

„Gnädige Gräfin dürfen an Verlorenes jetzt nicht denken,“ versuchte Susanne die Weinende zu trösten, „nur an den Schatz, der Ihnen in Komtesse Ellen noch geliebt ist.“

„Als ob ich das je vergessen könnte! Aber gerade um ihretwillen vermag ich mich in den Verlust des früheren Glanzes nicht zu finden.“

„Darum brauchen Frau Gräfin indeß wohl nicht zu sehr zu sorgen,“ meinte Susanne zuversichtlich; „im Her Komteschen würde



Die Heilanstalt für unbemittelte deutsche Lungenkranke in Davos (Schweizer Kanton Graubünden).

sicher ganz zufrieden sein, wenn Sie mir wieder heiter blicken könnten — das hat sie mir oft genug versichert."

"Ja, sie hat sich wunderbar gut in den jähen Umschwung gefunden," sagte die Gräfin nachdenklich. "Ich begreife nicht, woher sie die Frische des Geistes nimmt. Sie hat ihren armen Vater doch so leidenschaftlich geliebt — fast könnte mich dünken, daß sie den Schmerz um ihn allzu rasch überwunden hätte!"

"Da würden Frau Gräfin der Komtesse aber schweres Unrecht thun," antwortete Susanne, ganz roth vor Eifer. "Ich war dabei, als die Träger mit der Bahre, auf der man den Herrn Grafen von jenem unglückseligen Morgenritt heimbrachte, der ahnungslosen Komtesse in der Halle begegneten — den Jammerlaut, mit dem sie sich über die Leiche warf, werde ich mein Lebtag nicht vergessen. Und wie viel heimliche Thränen habe ich sie seitdem weinen sehen! Aber sie hat erkannt, daß sie stark sein muß um Thretwillen, und die Liebe zu Ihnen hat ihr geholfen, ihren Schmerz zu besiegen."

"Sie hat eine warme Fürsprecherin an Dir," sagte die Gräfin, durch Thränen lächelnd. "Ich bin ja aber auch weit entfernt, ihr einen Vorwurf zu machen; ihr heller Blick ist ja der einzige Sonnenstrahl, der meine Tage noch freundlich erleuchtet. Warum sie mich nur so oft lange allein läßt — ich begreife es nicht."

"Komtesse Ellen glaubte Sie schlafend," beeilte sich Susanne zu bemerken. "Ueberhaupt habe ich ihr, als sie mich fragte, ob sie wohl ein Stündchen zu ihren jungen Freundinnen gehen könne, um eine von diesen geplante Armenbesuchung vorbereiten zu helfen, eifrig zugeredet. Ich fand, daß sie blaß und angegriffen ansah, und dachte deshalb, ein Spaziergang in der freien Luft würde ihr gut thun."

"Das ist etwas Anderes; dann ist es mir lieb, daß sie gegangen! Armes Kind! ich glaube, meine Trauer macht mich manchmal selbstsüchtig ihr gegenüber. Und sie klagt nie, ist dagegen immer bemüht, mir ein lächelndes Antlitz zu zeigen. O, daß ich ihre Liebe vergelten — ihr zum Lohne eine lichte, freundliche Zukunft schaffen könnte!"

"Werden Frau Gräfin nicht zürnen, wenn die alte Susanne sich herausnimmt, ihre Meinung zu sagen?" bemerkte diese zögernd, indem sie näher trat.

Die Gräfin sah sie vertraulich an, erwiderte jedoch gütigen Tones: "Sprich immerhin, ich weiß ja, Du meinst es tren."

"Ja, das weiß Gott, Frau Gräfin; besser kann's Niemand mit Ihnen und unserem herzigen Komteschen meinen, als die alte Susanne. Ja, und da dacht' ich mir . . . Da wollt' ich sagen, ob die Frau Gräfin sich nicht um der Komtesse willen einmal überlegen wollten . . ." Sie stockte.

"Was denn, Susanne?"

"Den — Antrag des Grafen Roland meine ich."

"Des neuen Majorats Herrn? — Nimmermehr!" — Die gebrochene Gestalt im Sessel richtete sich hoch auf, aus den eingesenken Augen sprühte ein dunkler Zornesblitz. "Ihm, dem Sprossen der verhaßten Nebenlinie, mein Kind geben, aus seiner Hand wie ein Almosen zurückempfangen, was einst unser Eigenthum war? Nein, nein, davon kann niemals die Rede sein. — Wenn ich nur wüßte," setzte sie nach einer Pause etwas ruhiger hinzu, "wie er dazu gekommen ist, jenen Antrag überhaupt zu machen? Da die beiden Linien seit Menschengedenken schon verfeindet sind, so ist er uns ein völlig Fremder und dazu, wie ich hörte, seit Jahren schon auf Reisen in den Tropen, wo er sich auch noch zur Zeit des Unglücks aufhielt. Unter diesen Umständen kam nach meiner Ansicht jene von Singapore aus erhaltene Werbung fast einer Beleidigung gleich. — Nun, die verdiente Abweisung hat er wenigstens von mir erhalten."

Susannens Miene während dieser mit einer der sanften Stimme sonst so freundlichen Energie gesprochenen Worte drückte deutlich aus, daß sie über diesen Punkt ganz anderer Meinung war. Als langjähriger, vertrauter Dienerin des Hauses waren ihr die Vorgänge, um die es sich handelte, nicht fremd geblieben, und ihr hatte die Handlungsweise des nunmehrigen jungen Majorats Herrn entschieden Theilnahme eingefloßt. Sie sah darin heute wie damals nur das ritterliche Bestreben, die Ungerechtigkeit des Schicksals gegenüber den beiden plötzlich in so traurige Lage verlegten Damen wieder gut zu machen, selbst mit eigener Aufopferung, und hatte eigentlich ihrer Gebieterin heimlich gezürnt, daß sie damals diesen Ausweg, ebenso wie Graf Roland's Anerbieten, für die erste Zeit ruhig auf Larnfels wohnen zu bleiben, so schroff zurückgewiesen. Der junge Graf konnte doch im Grunde genommen nichts dafür, daß in Ermangelung eines direkten Erben das Stammesloß der Familie ihm als nächstem Berechtigten zugefallen war. Schon lange hätte sie gern über diesen Punkt

ihrem Herzen Luft gemacht — heute endlich hatte sie sich ein Herz dazu gefaßt, hatte sich aber soeben überzeugen müssen, wie ungerecht der blinde Groll ihre sonst so sanfte Gebieterin noch immer machte.

Sie schwankte einen Augenblick, ob sie noch weiter sprechen sollte, stand aber, als sie sah, daß die Gräfin erschöpft von der ungewohnten Aufregung die Augen geschlossen hatte, davon ab und schlich leuchtend hinaus in den anstößenden Küchenraum. Kaum hatte sie die Thüre hinter sich geschlossen, als eine andere, nach außen führende, leise geöffnet wurde und ein reizender Mädchenkopf sich vorsichtig hindurchstreckte.

"Bist Du allein, Susanne?" flüsterte eine melodische Stimme.

"Ja freilich; kommen Sie nur herein, Komtesse!"

Die schlankte Gestalt schlüpfte vollends herein und schüttelte die Schneeflocken von der knappen, schwarzen Jacke, die trotz oder gerade wegen ihrer schlichten Einfachheit den schönen Wuchs der jungen Trägerin auf's Vortheilhafteste hervorhob. "Schlant und biegsam wie eine junge Weidengerte," dachte Susanne, die mit entzückten Blicken das von der frischen Schneeluft draußen rosig angehauchte Gesicht betrachtete, dessen köstlicher Farbenschmelz in dem Nahmen des zurückgeschlagenen Crepeschleiers doppelt leuchtend hervortrat. Wie der verkörperte Frühling stand die frische Mädchenerscheinung trotz der tiefen Trauerkleidung in dem dämmernden Raum. "Wo ist die Mutter, Susanne?" fragte sie, während diese ihr geschäftig die Hüften abnahm.

Die Alte legte den Finger auf die Lippen und deutete auf die nach dem Wohngemach führende Thüre. "Da drinnen in ihrem Lehnstuhl. Sie war sehr aufgeregt heut'; jetzt schläft sie, glaub' ich, ein wenig."

"Arme Mutter!" Um den weichen Mädchenmund suchte es wie verhaltenes Weh. "Hat sie auch nach mir gefragt, Susanne?"

"Freilich, Komteschen, und einen gar schweren Stand hab' ich gehabt; die gnädige Frau war eigentlich ungehalten über Ihren vorgeblichen Verkehr im Städtchen und über Ihre häufigen Besuche dort. Ich fürchte, der wahre Grund wird sich doch nicht dauernd verheimlichen lassen."

Komtesse Ellen hatte einen Augenblick sehr betroffen angesehen, aber nun ging es schon wieder wie Sonnenschein über ihre Züge. "Ach, Susanne, laß' uns darüber jetzt noch nicht den Kopf zerbrechen," bat sie schmeichelnd. "Sieh' nur, was ich mitbringe!" und mit der schlanken Hand eifrig in die Tasche greifend, brachte sie daraus ein zierlich gehäkeltes Geldtäschchen zum Vorschein, dessen Inhalt — mehrere blanke Goldstücke — sie in die Hand schüttelte und strahlenden Blickes der Alten hinhielt. "Meine Schülerinnen haben alle heute bezahlt, es waren ja die letzten Stunden vor den Weihnachtsferien," fügte sie erläuternd hinzu. "Aber, Susanne, was thust Du denn? . . . Und ich dachte, Du würdest Dich über meinen Schatz ebenso freuen wie ich . . ."

Die Alte schluckte ein paar Mal energisch, um ihrer Aufregung Herr zu werden. "Das thut' ich ja auch, Komteschen," versicherte sie, als ihr dies endlich gelungen; "aber eben deshalb konnte ich mir nicht helfen: ich mußte die feinen, vornehmen Fingerchen küssen, die so tapfer die Sorge um's liebe Brod auf sich genommen haben."

Beinahe wären die Goldstücke zu Boden gerollt, so hastig zog sie die ausgestreckte Hand zurück, auf die Susanne sich mit überquellenden Augen herabgebogen und, ehe das junge Mädchen es zu hindern vermocht, an ihre Lippen gedrückt hatte. "Wie, Thränen? Was fällt Dir denn ein, Du närrische Susanne? — Da ist Dein Kuz eigentlich an die unrechte Adresse gekommen," sagte Ellen, ihre Nührung unter einem Lächeln verbergend, das in ihre weichen Wangen ein paar entzückende Grübchen zeichnete: "Die Finger sind bei den Singstunden gerade nicht in erster Linie betheiligt, denke ich! Aber im Ernst, was sagst Du zu meinem Reichthum? Davon kann ich nun der armen Mutter ein hübsches Christkindchen kaufen, und dann bleibt für unseren Haushalt immer noch ein hübsches Stämmchen übrig, das unsere vielgeplagte Hausmeisterin gewiß gut gebrauchen kann."

"Ach, Komteschen, und wie!" pläzte Susanne in ihrer Aufregung heraus. "Ich hatte auch rein gar nichts mehr, und . . ."

"Nun siehst Du," triumphirte Ellen, als sie verlegen stockte, "und da willst Du noch schelten, daß ich die mir verliehenen Kräfte gebrauchte, Dir Dein schweres Amt etwas zu erleichtern, Du treue Seele! Wenn Du wüßtest, wie froh es mich macht, das musikalische Talent, das des lieben Vaters Stolz und Freude war, und das er mit so viel Sorgfalt hat ausbilden lassen, jetzt zu Gunsten der armen, tiefgebeugten Mutter verwerthen zu können! Mir ist immer, wenn ich durch den Wald gehe, um meine Stunden

zu ertheilen, als ob die Bäume auf mich seinen Segen herab-
rauschten und seine Augen liebevoll auf mich niederblickten. —
O, Vater, lieber, geliebter Vater, warum kannst Du nicht mehr
bei Deiner Ellen sein . . .“

Das schöne, junge Geschöpf schlug plötzlich wie in leiden-
schaftlichem Schmerz die Hände vor das Gesicht.

„Nuhig, ruhig, Kindchen, um der gnädigen Frau willen,“
flüster die alte Susanne, indem sie zärtlich tröstend den Arm
um ihres Lieblings bebende Gestalt schlang. „Seien Sie stark,
wie Sie es bisher gewesen.“

Die Mahnung wurde nicht vergeblich gesprochen. Ellen hatte
nur ein paar Mal krampfhaft aufgeschluckt; sich gewaltsam be-
zwingend, drückte sie jetzt die Hände auf die Brust.

Einen Augenblick verhartete sie so, im Kampf mit ihrem Schmerz,
die feinen Lippen zusammengepreßt — geschlossenen Auges, mit
den langen Wimpern die Thränen zerdrückend, deren letzte Tropfen
langsam über ihr zuckendes Antlitz herabrollten — im nächsten
hatte sie sich gefaßt und trocknete sich die feuchten Wangen.
„Weißt Du, wenn ich gehe, meine Einkäufe für den heiligen
Abend zu machen, bringe ich aus dem Wald Moos und Ephen
mit,“ sagte sie mit leicht schwankender Stimme. „Dann würden
wir einen schönen Kranz drüben für Vaters Bild, und vor dem-
selben zünden wir ein kleines Tannenbäumchen an, unter dessen
Zweigen ich der Mutter die Bescherung aufbaue. Wenn wir
mit allem fertig sind, stimme ich ein Weihnachtslied an, und dann
bringst Du sie herein. Sie denkt gewiß an nichts dergleichen
und wird bei dem unvermutheten Anblick eine, wenn auch mit
Wehmuth gemischte Freude empfinden — glaubst Du nicht auch,
Susanne?“

„Ganz und gar! Wie hübsch Komteßchen sich das ausgedacht
haben! Da wird der heilige Abend doch nicht ganz ohne Sang
und Klang bei uns vorübergehen.“

„Was kaufen wir uns gleich? Ich denke, ein hübscher, warmer
Teppich vor ihrem Fenstersturz wäre das Beste. Sie sprach so oft
davon. Im Verein mit der Decke, die ich für ihren Nähtisch
gearbeitet, und einer schönen blühenden Pflanze, die natürlich
nicht fehlen dürfte, würde er ihr wenigstens an diesem, ihrem
Lieblingsplätzchen, ein wenig die so schwer vermißte behagliche
Eleganz früherer Tage zurückzubringen.“ Die großen, aurielbraunen
Augen strahlten bei dieser Uebertreibung schon fast wieder im alten
Glanz; es schien in der That, daß in diesem jungen Wesen Geist
und Körper die gleiche Frische besaßen. Vielleicht kömmt' ich auch
noch eine Frühstücksstasse aus feinem Porzellan dazu nehmen,“
fuhr sie in ihrem eifrigen Plänermachen fort. „Ich sehe, wie
jeden Morgen ihren Lippen ein heimlicher Seufzer entschlüpft,
wenn sie beim Trinken das ungewohnte derbe Geschirr berühren,
das jetzt auf unserm Tisch kommt. Ich erhalte morgen nämlich
noch das Geld für die Stickerien, deren Verkauf die freundliche
alte Frau Doktor für mich in der Residenz vermittelt, und dann
sind mir auch heute noch ein paar Schülerinnen in Aussicht ge-
stellt. — O Du sollst sehen,“ lächelte sie, „wir werden mit der
Zeit noch wieder reiche Leute!“

„Wenn's nur die Frau Gräfin nie erfährt!“ seufzte Susanne.
„Sie würde es mir nie vergeben, daß ich's zugelassen. Eine
Komteß Tarnfels diesen Kleinstädterinnen Gesangsstunden gebend!
's ist himmelschreiend!“

„Nun, es weiß ja dort unten Niemand, welch' hohe Person
ich bin — da ist's wohl nicht so schlimm,“ tröstete Ellen schelmisch.
„Es war doch gut, daß Mutter bei unserer Uebersiedelung hierhin
den hochklingenden Namen ablegte und man mich sonst auch nur
als das einfache Fräulein Roden kennt.“

„Deshalb bleiben Sie aber doch, was Sie sind,“ beharrte
Susanne; „und ich dürft' nicht leiden, vollends nicht, daß Sie,
wenn die Stunden vorüber, sich noch bis in die Nacht hinein die
schönen Augen an all' den kunstvollen Stickerien verderben, bis
sie zuletzt trüb und glanzlos werden. Himmel, wer mir vor einem
Jahre gesagt hätte, daß mein Komteßchen einmal für Geld arbeiten
würde — ich hätte ihn für einen Narren erklärt, und nun ist's
doch bittere Wahrheit, und ich müßte, alte Person muß ruhig
dabei zusehen und es geschehen lassen. Daß ich das erleben
muß — es ist auch gar zu hart!“

„Wie magst Du nur so sprechen, Du treue, goldene Seele,“
sagte Ellen, die beiden Hände der alten Dienerin erfassend. „Was
sollten wir denn nur anfangen ohne Dich, die Du die Obliegen-
heiten der gesammten früheren Dienerschaft in Deiner Person
vereinigst und uns dabei noch Freundin und Vertraute bist?
Und was nun meine Augen betrifft, so will ich nicht hoffen, daß
Du im Ernst gesprochen — das würde ich wenigstens übel ver-
merken.“ Dabei strahlten die Aurielaugen sie so voll warmen

Glanzes an, daß sie wohl oder übel ihre Besürchtungen als
grundlos erkennen mußte. „Aber gib Dich nur zufrieden“, fügte
Ellen noch hinzu, „wenn ich jetzt noch mehr Schülerinnen bekomme,
dann kann ich die Handarbeiten, die Dir solchen Stummer machen,
vielleicht aufgeben. Und nun schilt auch nicht länger — sieh', ich
müßte mich ja schämen, wenn ich die Hände in den Schooß legen
wollte, wo doch die Mutter bei ihrer zarten Gesundheit so mancher
Stärkungsmittel bedarf, die Du ihr von dem Dir zur Verfügung
gestellten schmalen Haushaltsgelde ohne meine Beistener un-
möglich beschaffen könntest. Nicht wahr, das siehst Du doch ein,
Susanne?“

Die Alte seufzte. Sie war, wie immer in solchen Fällen,
besiegt, wenn auch nur halb überzeugt. „Ich muß ja wohl, wenn
Komteßchen so mit mir spricht, aber die Frau Gräfin würde
anders denken, daß weiß ich gewiß.“

„Darum soll sie es ja auch nie erfahren. Es ist sicherlich
kein Unrecht, ihr etwas zu verheimlichen, was ihr, wenn sie es
wüßte, Schmerz bereiten würde. Aber meinst Du nicht,“ setzte
sie ablenkend hinzu, „daß ich jetzt einmal zu ihr gehe? Ich habe
drunten vom Briefträger ein an sie gerichtetes Schreiben in
Empfang genommen, das ich ihr wohl bringen muß. Wenn es
mir nichts Unangenehmes enthält . . .“

Die Stimme der Gräfin, die eben jetzt ihren Namen rief,
endete ihren Zweifel. Sie öffnete rasch die Thür und stog zu
dem Lehnstuhl, neben dem sie niederkniete und die Arme zärtlich
um die darin ruhende Gestalt schlang. „Da bin ich, liebe Mutter,
zürnst Du mir auch nicht, daß ich Dich so lange allein gelassen
habe?“

Die Gräfin sah mit mütterlichem Stolz in das zu ihr auf-
blickende reizende Gesicht; leise strich sie über das krause, gold-
braune Haar, das sich dem Zwange der Frisur so gar nicht fügen
wollte, und eigensinnig aus der glänzenden Flechtenkrone hervor-
strebend den feinen Kopf mit einem zitternden Goldgeflecht um-
stimmerte. „Nicht doch, Kind, ich freue mich, wenn Du Dich gut
unterhalten hast.“

„O ja, die jungen Mädchen sind alle sehr liebenswürdig zu mir,“
erwiderte Ellen nicht ohne heimliche Verlegenheit. „Aber sieh'
hier,“ fügte sie, froh, das Gespräch wechseln zu können, schnell hinzu,
„einen Brief, den ich dem Boten unterwegs abgenommen habe.“

Sie zog einen umfangreichen Brief hervor, den die Gräfin
nur zögernd, wie mit leisem Widerstreben, ergriff. Etwas Frohes
schien auch sie von demselben nicht zu erwarten. „Von unserem
Anwalt,“ sagte sie, als sie beim Schein der Lampe, welche Ellen
auf dem Tischchen vor ihr entzündete, die auf den von ihr an-
genommenen bürgerlichen Namen lautende Aufschrift gelesen; ein
bitterer Zug umspielte ihren Mund — es gab ihr jedesmal einen
Stich in's Herz, wenn sie denselben erblickte. Als sie jedoch den Brief-
umschlag öffnete, zeigte sich unter demselben ein zweites Kouvert, das
ihre Adresse: Gräfin Helene von Tarnfels, und auf der Rückseite ein
Wappen trug, bei dessen Anblick die Gräfin sich verfarbte. Ihre
Finger zitterten merklich, als sie auch diesen zweiten Umschlag
öffnete und das darin befindliche, von charaktervoller Männer-
hand beschriebene Papier entfaltete. Mit finster zusammen-
gezogenen Brauen und hart geschlossenen Lippen las sie die
folgenden Zeilen:

„Frau Gräfin!

Als ich das letzte Mal mir die Freiheit nahm, mich schriftlich
an Sie zu wenden, erfuhr ich eine Abweisung, die — ich zögere
nicht, es auszusprechen — trotz der Ehrlichkeit meiner Absicht
nicht ganz unverdient war, insofern nämlich, als ich im Orange,
die Ungerechtigkeit des Schicksals in etwas zu verbessern, damals
wohl allzu rasch verfahren bin. Ich hätte nach dem erschütternden
Verlust, der Sie betroffen, die erste herbe Trauerzeit vergehen
lassen müssen, ehe ich mit meinem Vorschlag hervortrat. Daß
ich es nicht that, war ein Fehler, den ich längst erkannt und
berent habe; — da es aber meinen Grundsätzen nach nie zu
spät ist, begangene Fehler wieder gut zu machen, so wage ich
es jetzt noch einmal, jene Angelegenheit zu berühren, in der
Hoffnung, daß Sie vielleicht milder über mich denken gelernt
haben und meiner hiernit erneuerten Werbung um die Hand
Ihrer Komteß Tochter heute eine vorurtheilsfreihere Auffassung
zu Theil werden lassen. Frau Gräfin dürfen in diesem meinem
Antrage nichts erblicken, was auch nur entfernt im Stande wäre,
Ihren Stolz zu verletzen. Er ist von reinster Absicht eingegeben,
da er das einzige und natürlichste Mittel ist, Gesetz und Recht
in diesem Falle in Einklang zu bringen. Ich kann des durch
ein so trauriges Ereigniß mir zugefallenen Besitzes, den ich —
bei reiner Ehre — weder jemals erwartet noch erstrebt habe,
nur dann froh werden, nur dann voll und freudig meine Kraft den

damit übernommenen Pflichten weihen, wenn die rechtmäßige Erbin ihn mit mir theilt; es ist mein heißester Wunsch, daß dies geschehen möge, da ich andernfalls mich zeitlebens nur als einen, wenn auch unfreiwilligen Eindringling auf Tarnfels betrachten werde. Ich darf daher den mir damals in Ihrem Antwortschreiben ziemlich unverhüllt gemachten Vorwurf, daß meine Werbung eine Demüthigung für Sie und zugleich eine Verletzung der weiblichen Würde der Komtesse enthalte, wohl als unberechtigt zurückweisen und hoffe, daß auch Sie selber ihn nach meinen obigen Ausführungen nicht länger aufrecht halten werden, indem ich, wie aus den letzteren klar hervorgeht, im Falle der Annahme meines Antrages, der zumeist gewinnende Theil sein würde, so daß also von irgend welcher Grobmannth meinerseits nicht die Rede sein könnte. Der Umstand, daß ich nicht das Glück habe, die Komtesse persönlich zu kennen, vermag hieran nichts zu ändern. Aus der warmen Erinnerung, welche die Dienerschaft an ihre junge Herrin bewahrt hat, schöpfe ich auch ohne persönliche Bekanntschaft die Ueberzeugung, daß es nur an mir selbst liegen würde, wenn



Der historische Festzug in Brixen: Junstfahnen.



Der historische Festzug in Brixen: Rathsherren mit Frauen und Töchtern.

ich an der Seite eines solchen Wesens nicht mein Glück fände. Schlimmer allerdings und — ich gestehe es offen — sehr entmuthigend für mich ist die Thatsache, daß ich meinerseits der Komtesse ein völlig Fremder bin. Es wäre anmaßend von mir, zu erwarten, daß dieselbe sich entschließen könnte, einem solchen ihr Jawort zu geben, trotz der schwerwiegenden Gründe, welche auf beiden Seiten für die von mir vorgeschlagene Verbindung sprechen. Ich möchte daher an Sie, Frau Gräfin, die ergebene Bitte richten, mir Gelegenheit geben zu wollen, mit dem gnädigen Fräulein bekannt zu werden, indem Sie sich entschließen, mir Ihren Aufenthalt anzugeben, und mir gestatten, Sie dort aufzusuchen. Ich darf gewiß hoffen, daß diese Bitte, welche unter anderen Umständen leicht als Unbescheidenheit gedeutet werden könnte, bei Ihnen in Würdigung der Sachlage eine verständnisvolle und nachsichtige Beurtheilung finden wird. Ich würde Ihnen für die Erfüllung derselben von Herzen dankbar sein und es an den aufrichtigen Bemühungen nicht fehlen lassen, das Vertrauen und vielleicht auch die



Der historische Festzug in Brixen: Tyrol 1809.

Neigung der Komtesse zu erringen. Lassen Sie mich schon jetzt die feierliche Versicherung hinzufügen, daß ich, falls mir dies gelingen sollte, hinfort meine vornehmste Lebensaufgabe in dem Bestreben erblicken würde, die Komtesse glücklich zu machen und sie die eingegangene Verbindung nie bereuen zu lassen. — Ich muß dieses Schreiben, da Sie bisher durch die Geheimhaltung Ihres Aufenthaltsortes mir jeden direkten Verkehr unmöglich gemacht, Ihnen durch Vermittelung Ihres Anwaltes zugehen lassen. Noch einmal bitte ich Sie, demselben eine gerechte und vorurtheilsfreie Prüfung schenken zu wollen. Voll Unruhe harre ich Ihrer Entscheidung — wie gern möchte ich sagen dürfen „Ihres Rufes“... In dieser Hoffnung und dem Bewußtsein, das Beste zu wollen, zeichne ich mit dem Ausdruck meiner ehrfurchtsvollen Huldigung als

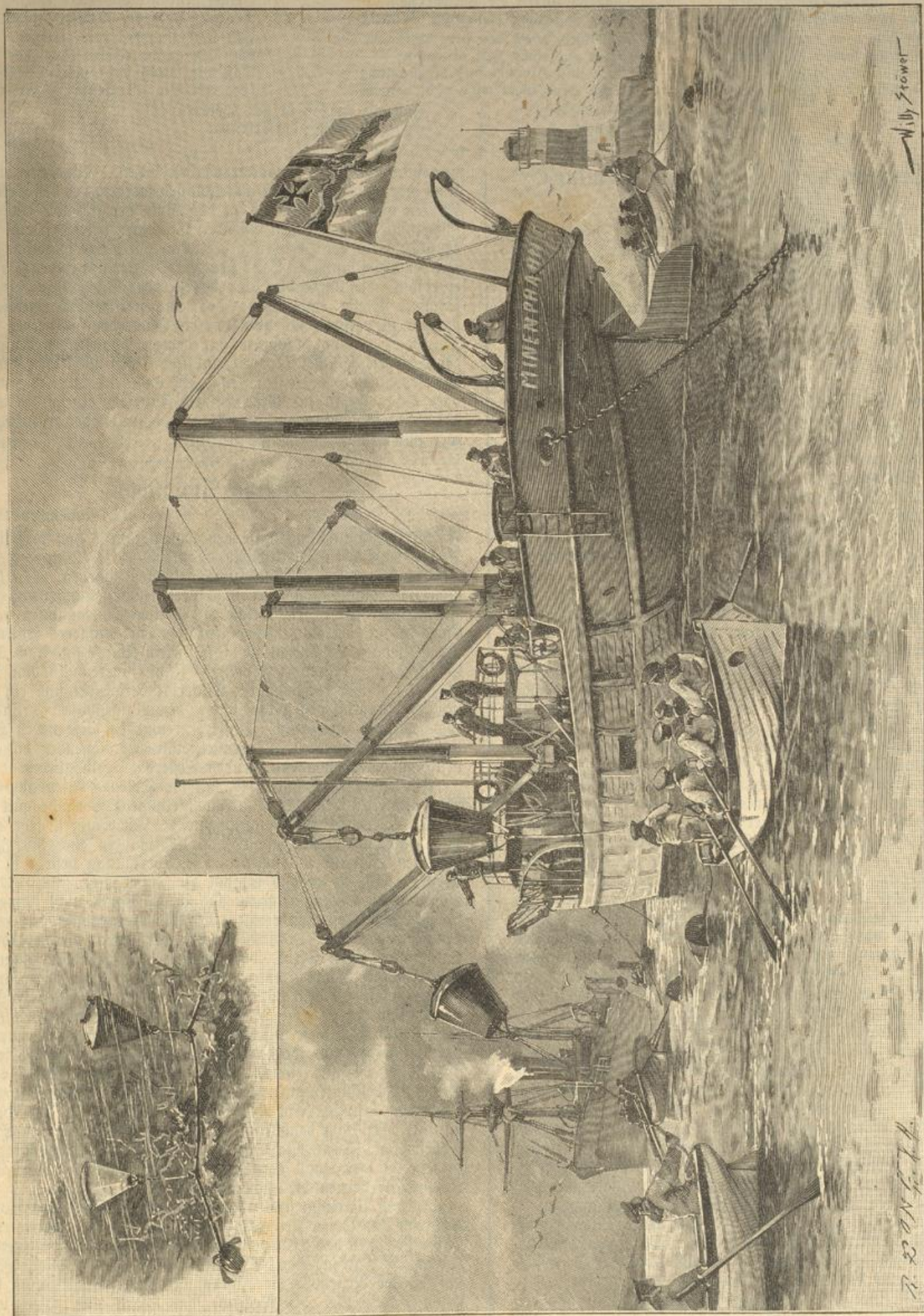
Ihr aufrichtig ergebener

Noland, Graf von Tarnfels."

In den Blättern der Gräfin malte sich während des Lesens dieser Zeilen eine heftige Erregung. In ihrer Seele kämpfte der so lange

und geküßentlich genährte Groll mit einem Gefühl von Achtung und Theilnahme, das die männlich offenen und doch so taktvoll gewählten Worte wider ihren Willen ihr abnöthigten. Ellen,

voll zärtlicher Theilnahme: „Es scheint, das Schreiben hat meinem Mütterchen nichts Gutes gebracht — darf ich es auch lesen?“ Die Gräfin zögerte, aber nur einen Augenblick, dann reichte



Minenprahme beim Legen von Seeminen.

deren Blick, während sie wartend neben dem Lehnstuhl ihrer Mutter stand, angstvoll forschend an dem Antlitz derselben gehangen, legte jetzt leise den Arm um ihren Nacken und fragte

sie ihrer Tochter den Brief. „Warum nicht, es ist besser so, bist Du es doch zumeist, die sein Inhalt angeht.“

(Fortsetzung folgt.)

Am ersten Advents-Sonntag.

Wenn an Sonne, Mond und Sternen
Schreckenszeichen sind zu schauen,
Wenn die Meer' und Fluthen rauschen,
Daß die Völker fast ein Grauen;
Wenn die Menschen bang verstimmen,
Fürchtend, was noch kommt auf Erden,
Da des Himmels Kräfte selber
Wanken und erschüttert werden:

Dann, auf Wolken herrlich thronend,
Wird der Menschensohn erscheinen!
Zagend zittern die Verworfenen,
Freudig schau'n empor die Seinen.
Am dies, wie's der Herr verkündet,
Wird zu seiner Zeit geschehen:
Erd' und Himmel sind vergänglich;
Doch Sein Wort wird nicht vergehen.

(Nachdruck verboten.)
Heil uns, die wir jetzt noch leben
In der Zeit der Lieb' und Gnade,
Seiner Ankunft uns erfreuend,
Der uns hold als Kindlein nahte!
Heil uns, sind wir gut bereitet
Auf sein gnadenreiches Kommen,
Daß wir, wenn Er kommt als Richter,
Uns erfreu'n mit Seinen Frommen!

Wird Er einst die Welt zerstören,
Wird Er schöner sie erneuen,

Und wir werden in der schöner'n
Ewig uns mit Ihm erfreuen.

Ernst Julius Schmitz.

Minenprahme beim Legen von Seeminen.

(Mit Abbildung.)

(Nachdruck verboten.)

Wenn die „über den großen Teich“ aus der neuen Welt kommenden Schiffspassagiere sich den Küsten der alten Welt nähern und schon eifrig Ausschau nach Land halten, dann haben sie manchmal einen Anblick, der auch nicht selten den Seebadgästen Cuxhafens, der immer stärker seekriegsmäßig befestigten Elbmündung, aber auch den auf Dampf- oder Segelbooten auf der Ostsee um Kiel herumwummelnden Sommerfrischlern zu theil wird: den Anblick des „Minenlegens“. Freilich meist nur aus so weiter Ferne, daß sich ihr Schaudern bei dem Gedanken, „so ein Ding von Seemine könnte mal unversehens losgehen,“ zu einem milden Gruseln abschwächt.

Und selbst dieses Gruseln ist recht überflüssig; denn was die Passagiere der großen Amerikafahrer in der Nordsee und die sommerlichen Seebummeler in der Ostsee zu sehen bekommen, sind nur Uebungen im Legen von Seeminen, und die werden natürlich nur mit blinden, nicht geladenen und nicht losplatzenden Minen abgehalten! Wenn bei drohender Kriegsgefahr zur Sicherung der deutschen Küsten die mit Explosivstoffen gefüllten „scharfgeladenen“ Minen versenkt werden, bestimmt und im Stande, ein darüber hinströmendes Schlachtschiff aus Stahl und Bronze in Fetzen zu zerreißen, dann wird selbstverständlich keines Unberufenen Auge Zeuge davon sein, und Niemand außer den Befehl-Ortheilenden wie den Befehl-Ausführenden weiß, wo die schützende Linie der an hundertten von Stelen (sowohl bei einer Berührung als auch durch elektrische Fernzündung) losgehenden, gleich unterseeischen Vulkanen mit unaussprechlicher Gewalt Tod und Vernichtung empordonnernden Seeminen eigentlich liegt!

Ja, die Linien von Seeminen. In früheren Seekriegen versenkte man (noch 1864 thaten es die Dänen zwischen der Insel Alsen und dem Festland, und wollten dadurch die rückkehrenden Boote mit verwundeten Preußen in die Luft sprengen!) an einzelnen Stellen der den Seefahrern als sicher bekannten Fahrstraßen Massen von Sprengstoffen und ließ, um sie zu entzünden, beispielsweise von ihnen aus bis dicht über die Wasserfläche Glasröhren mit Chemikalien gehen. Diese Röhren zerbrachen dann beim Anstoßen eines Schiffes, und durch den Wasserzutritt wurde die zermalmende Wirkung der Mine hervorgerufen. Das letztvergangene Vierteljahrhundert hat aber auch in der Wissenschaft und Technik des Zerstörens so gut wie in allen Wissenschaften und Techniken ganz gewaltige Fortschritte gebracht — leider, müßte man sagen, wenn diese schlimmen Grungenschaften nicht eben im Dienste der Verteidigung des Vaterlandes angewandt würden.

Um das Vaterland bei etwaiger Gefahr möglichst wirksam vor den Schiffen und Schiffskugeln eines Feindes schützen zu können, lernen eben die „blauen Jungen“ schon im Frieden, wie, und die Seeoffiziere dieser „Specialwaffe“ auch überdies, wo die Linien der Seeminen zu legen sind. Auf ihrem seltsam geformten, für die eigentliche Schiffahrt gar nicht zu brauchenden, meist von Dampfern geschleppten Fahrzeugen, „Prahme“ genannt, bringen sie die für den Uebungsdienst bestimmten, also „blind“ geladenen, ungeheuren Dampfbockstöpfe gleichenden Seeminen hinaus auf See, dahin, wo etwa ein feindlicher Dampfpanzer passiren müßte.

Unsere Abbildung, die uns den Vorgang einer Minenlegung unweit des Leuchtturmes Friedrichsort vor Kiel veranschaulicht, zeigt außerordentlich genau sowohl die seltsame Form der Seeminen als auch die etwas plumpe aber selbstverständlich ungemein zweckdienliche Gestalt eines „Minenprahms“. Was der Laie aus der Ferne für Masten halten würde, sind die „Hebebäume“ (oder Krähne), die mit ihren eisernen Greifklauen die ungeheueren „Töpfe“ packen und mittels ihres Drehwerks und der Flaschenzüge über Bord führen. Von den in Booten auf sie harrenden Mannschaften werden die Minen dann genau auf die Stelle gelenkt, an der sie durch Lösung der „Greifer“ in die Tiefe versenkt und an einem

gemeinsamen Kabel verankert werden sollen. Für den Kriegsfall kann dem Kabel ein Draht angeschlossen werden, der den elektrischen Funken von Land aus bis zu der Linie der sich wie ein Schutzgürtel um unsere Küsten legenden Seeminen leitet. Dann bedarf es nicht mehr der Berührung der Mine durch das feindliche Schiff; auf der Befestigung an Land steht ein Offizier mit gutem Fernrohr; er erspäht den Augenblick, wo des Feindes Schiffskoloz die wohlbekannte Stelle einer Mine des unterseeischen Verteidigungsgürtels zu passiren sich anschickt: ein Fingerdruck auf einen kleinen Taster . . . und in einem ungeheuren donnernden Aufgischen der See gen Himmel ist das feindliche Schiff mit seinen hundertten von Leuten ein Gemisch von Trümmern und Leichenheilen geworden, oder die losgegangene Mine riß dem Fahrzeug ein solches Loch in den anscheinend unversehrbaren Panzer, daß es in der aufsprudelnden See mit Mann und Maus versinkt. Selene Fetsing-Pichter.

Kleine Rundschau.

27. November 1901.

Bekanntlich sind im Laufe des letzten Jahres von verschiedenen Eisenbahn-Verwaltungen dankenswerthe Maßregeln zum Schutze des reisenden Publikums getroffen worden. So hat die bayerische Staatsbahn neuerdings Personenwagen erster und zweiter Klasse herstellen lassen, welche mit breiten Seitengängen versehen sind, so daß bei eintretenden Unfällen ein leichteres Entkommen der Reisenden ermöglicht ist. Zu diesem Zwecke sind auch Thüren und Fenster verbreitert worden. Zum inneren Ausbau wurde möglichst schwer entzündbares Material verwendet und ein feuer-sicherer Abschluß gegen die unter den Wagenböden befindlichen Gasbehälter angebracht. Außerdem wurden diese neuen Wagen mit Feuerlöschbomben ausgerüstet, um den Reisenden die Unterdrückung eines etwa entstehenden Feuers zu ermöglichen.

Für fahrende Schnellzüge hat die Orleans-Eisenbahn-Gesellschaft in Frankreich kürzlich wohlgelungene Versuche mit einer neuen Sicherungsvorrichtung angestellt: Die Sache ist sehr einfach und einleuchtend und macht das Ueberfahren eines auf „Halt“ gestellten Signals unmöglich. Die Vorrichtung besteht in einem Messer, das, wenn das Signal die Fahrt frei gibt, dicht am Boden liegt. Wenn dagegen das Halte-Signal nicht gezogen ist, so steht das Messer in einem Abstand über dem Boden zwischen den Schienen und durchschneidet an der etwa hinüberfahrenden Lokomotive einen Strick, der zwischen dem Eisenwerk angebracht ist. Es wird dadurch eine Feder und durch diese wiederum eine Glocke gelöst, die dem Lokomotivführer anzeigt, daß er ein Signal überfahren hat und die Maschine zum Stehen bringen muß.

Es sind nach dieser Richtung hin bereits die verschiedenartigsten Vorschläge gemacht worden, doch scheint diese letzte Vorkehrung als die sicherste und leichtest ausführbare die meisten Vorzüge gegen die bereits bekannten aufzuweisen. Ihr Erfinder ist der französische Ingenieur Vitpon. Ein amerikanischer Erfinder, der sich ebenfalls mit dieser Aufgabe beschäftigt, schlägt die Anwendung von Sprengkörpern vor. Diese Maßregel scheint indessen weniger zuverlässig zu sein, da der Knall derselben durch den Lärm, den die fahrende Lokomotive verursacht, leicht überhört werden könnte.

In den Vereinigten Staaten beliesen sich die Eisenbahnunfälle während des letzten Rechnungsjahres auf 58 185. Dabei blühten 7865 Personen das Leben ein und 50320 kamen mit Verletzungen davon. Der größte Theil der Unfälle trifft das Personal, während sich für die Reisenden die Ziffern vergleichsmäßig gering stellen. Es verloren nur 249 Reisende das Leben und 4128 wurden verletzt. Außerdem verloren 5066 Personen das Leben und 6549 wurden verletzt durch das Betreten des Bahnkörpers. Es scheinen demnach in Amerika die Vorsichtsmaßregeln nach dieser Richtung hin einer Verbesserung dringend bedürftig zu sein. Amerika besitzt mehr als die Hälfte aller Eisenbahnen der Erde, nämlich 396 860 Kilometer; davon entfallen auf die Vereinigten Staaten 304 576 Kilometer.

Die Heilanstalt für unbemittelte deutsche Lungenkranke in Davos.

(Mit Abbildung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Deutsche Heilstätte in Davos im Schweizer Kanton Graubünden ist dazu bestimmt, minderbemittelte deutsche Lungenkranke und vor allem solche Kranke aufzunehmen, welche nicht in der Lage sind, eine mehrmonatliche Kur in einer der kostspieligeren Anstalten zu bestreiten, und für welche andererseits in den Volksheilstätten nicht der Platz ist. Die Anstalt, welche einem so edlen Werke der Menschlichkeit gewidmet ist, steht unter dem Ehrenvorsitz des deutschen Gesandten in Bern, Dr. A. v. Bülow und des bayerischen Ministerpräsidenten in Bern, Graf Ed. Montgelas, sowie unter dem Vorsitz des deutschen Vizekonsuls in Davos, Burckhard, mit welchem die in Davos wohnenden deutschen Hotelbesitzer Gelbke, Amtshauptmann Hempel, Hofrath Mühlhäusser, Dr. med. Peters und Ingenieur Wegel den Vorstand bilden. Als Chefarzt ist der Stabsarzt a. D. Brecht berufen, welcher mehrere Jahre die Volksheilstätte Grabowsee geleitet hat. Es sind zunächst 80 Betten vorgesehen, von welchen 40 für männliche und 40 für weibliche Kranke in zwei besonderen, durch einen Mittelbau verbundenen Flügeln untergebracht sind. Die Anstalt liegt etwas von den Davoser Kurorten entfernt bei der Bahnstation Wolschgang, durch Berge und alten Nadelholzbestand geschützt, nach Süden frei mit schönem Ausblick auf den Davoser See und den Kurort.

Der historische Festzug zur Jahrtausendfeier in Brixen.

(Mit drei Abbildungen.)

(Nachdruck verboten.)

Wie schon in der letzten Nummer mitgeteilt, hat am 27. Oktober 1901 und den folgenden Tagen die alte Bischofsstadt Brixen in Südtirol die Jahrtausendfeier feierlich begangen. Gäste von Nah und Fern — unter ihnen auch, als Vertreter des Kaiserhauses, Erzherzog Eugen von Oesterreich — waren in großer Zahl erschienen, um an der lädönen Feier teilzunehmen, die sich zu einem Ehrentage nicht nur für Brixen, sondern weit darüber hinaus, für Tyrol und Oesterreich, für die kirchliche und staatliche Obrigkeit desselbst gestaltete.

Den Glanzpunkt des Festes bildete der große historische Festzug am Sonntag, den 27. Oktober. Derselbe begann um zehn Uhr Vormittags sich zu entwickeln, nachdem in der Frühe feierliches Wecken durch Fanfarenbläser und dann im Dome die kirchliche Feier unter Anwesenheit mehrerer Bischöfe, sowie des Erzherzogs stattgefunden hatte. Es war natürlicherweise unmöglich, die reiche Geschichte der altemwürdigen Stadt erschöpfend in dem Rahmen eines Festzuges vorzuführen; man mußte sich auf die Darbietung der interessantesten Abschnitte und Bilder aus dieser Geschichte begnügen. Und damit wurde denn auch der Zweck vollständig erreicht. Der Zug gewährte nicht nur volle Befriedigung in künstlerischer Hinsicht, er war auch lehrreich in Bezug auf die Geschichte der Stadt und nicht minder von allgemeinem kulturgeschichtlichem Interesse.

Das Programm hatte der Dombeisitzig Baldhegger, der Verfasser der Denkschrift „Brixens Geschichtsbild und Sehenswürdigkeiten“, aus der tauendjährigen Vergangenheit der Stadt geschöpft. Die Oberleitung des Zuges hatte Karl Wolf, der Begründer des Meraner Volksschauspiels. Die Kostüme waren von dem Spezialgeschäft Diringer in München geliefert.

Der imposante Zug dauerte drei volle Stunden und ging unter dem Jubel der aus allen Gauen und Thälern zusammengeströmten Volksmassen von Statten. Vor der fürstbischöflichen Hofburg, vor dem Absteigequartier des Erzherzogs Eugen und vor dem Stadthaus fanden Huldigungen statt.

Der Festzug bot zehn historische Bilder. Ein Paulenschläger und Fanfarenbläser hoch zu Ross, in die Farben von Stadt und Hochstift Brixen gekleidet, eröffneten die farbenprächtige Reihenfolge. Das erste Bild zeigte die Bewohner des königlichen Meierhofes Prichsna zur Zeit der Schenkung an Bischof Zacharias von Seben, welcher in der Ungarnschlacht bei Enns (907) den Heldentod fand. Alderbauer mit einem Ochsengepau, Hirten, Fischer, Jäger und Winger mit dem Willicus, dem Meier oder „Baumann“, in der Mitte. Ihm voraus trugen Kinder die Schenkungsurkunde und als Zeichen der Uebergabe Aehren und eine Nasenscholle. Das ganze Bild veranschaulichte die Urbarmachung des Gaues. Das zweite Bild stellte die geistige Eroberung, die Missionsarbeit des heiligen Cassian dar, der vor einem zerstörten Heidentempel stand, umgeben von rhythischen Kreiswohnern und römischen Soldaten. Als drittes Bild erschienen der Brixener Bischof Berchold von Meisen und Graf Albert von Tyrol in der Ausfahrt zum Kreuzzug von 1218, mit Edelknaben, Reifigen und Volk. Auch die Figur Walthers von der Vogelweide durfte hier nicht fehlen, den die Tyroler als ihren engeren Landsmann in Anspruch nehmen. Das vierte Bild zeigte auf einem schönen Festwagen unter einem Baldachin den österreichischen Herzog Rudolf V., wie er als Schirmvogt des Bisthums Brixen die Belehnung vom Bischof Konzmann empfing (1363). Das fünfte Bild führte die Domschule vor, den Chorsänger, den Innungsmeister und die Schüler. Das sechste Bild war die Brixener Künstlerschaft um die Wende des 15. Jahrhunderts. Der Festwagen (von Bildhauer Valentin in Brixen) trug die Modelle des damaligen Domes und der Pfarrkirche mit dem weißen Thurm. Auf dem Wagen stand auch

der Minnesänger Oswald von Wolkenstein. Die nächste Gruppe war der Stadtrat von Brixen um 1600, Viertelmeister, Stadtschreiber, Rathsherren und Zünfte. Dann kam das Schützenweien in seiner Entwicklung; hierauf das Aufgebot der Miliz und Feuerschützen gegen den Einfall der Bayern in Tyrol 1703. Das zehnte Bild führte Figuren aus dem Gedankampfe von 1809 vor, das Mädchen von Spinger, den Mahrewirth mit seiner Familie, Vater Spapinger und seine Gefährten, die 1809 in einer Verathung beim Krugwirth in Brixen die „Sachsenklemme“, die Vernichtung einer Abtheilung sächsischer Truppen, vorbereiteten. In dieser Abtheilung war auch auf prächtig geschmücktem Festwagen unter einem Baldachin die allegorische Figur der Brixia, beschützt von Auiria und Tyrolia; darum gruppiert annuthige Kindergehalten in verschiedenen Brixnertrachten. Der zweite



Li-Hung-Tschang †.

Teil des Festzuges zeigte Brixen in der Gegenwart, den Stadtrath, Vertreter des alten fürstbischöflichen Gebietes, Vereine und Gewerbe. Der Festzug muß als durchaus gelungen bezeichnet werden und hat gewiß seine Wirkung auch auf jene nicht verfehlt, die sonst nicht für große Feste schwärmen. Der Stadt Brixen aber darf man nicht bloß zu ihrem tausendsten Geburtstag, sondern auch zu dem schönen Festzuge vollaus gratulieren.

Li-Hung-Tschang †.

(Mit Abbildung.)

(Nachdruck verboten.)

Der große chinesische Staatsmann Li-Hung-Tschang, Vizekönig der Provinz Tschili, ist am 6. November 1901 gestorben. Geboren 1822 als der jüngere Sohn eines armen Gelehrten in der Provinz Nganhui, hat derselbe rasch zu hohen und höchsten Staatsämtern sich emporgearbeitet, was in China nicht sehr leicht ist. Wenn man die große Zahl der zu bestehenden Prüfungen, die Menge und das Alter der Kandidaten, von denen Mancher das fünfzigste Jahr bereits überschritten, ins Auge faßt, so muß man sagen, es war etwas Außerordentliches und ließ auf die Befähigung und die einstige hohe Laufbahn Li's schließen, daß er mit 25 Jahren bereits sämtliche Staatsprüfungen hinter sich hatte, und ebenso außerordentlich war es, daß er, der Gelehrte, und kaum 30 Jahre alt, an der Spitze einer selbstgeworbenen Truppe im Jahre 1853 einen Aufstand in seiner Heimatprovinz niedertrug, in Folge dessen er bald darauf zum Sekretär des Generalgouverneurs Lieng Kuo Fan vorrückte. Damit war der Grund für die spätere glänzende Laufbahn gelegt.

Li stieg bald von Würde zu Würde. Anfangs der sechziger Jahre wurde er Gouverneur der Provinz Kiang Tzu, bald darauf als Erzieher der kaiserlichen Prinzen berufen, in den Adelsstand erhoben, Generalgouverneur von Kiang-Kiang, seit 1872 Großkanzler des „himmlischen“ Reiches. Im Kriege gegen die Franzosen 1883/84 führte Li den Oberbefehl und hatte, wie im Jahre 1894 nach dem chinesisch-japanischen Kriege und wie noch in allerjüngster Zeit mit den europäischen Mächten, die Friedensunterhandlungen zu leiten.

Bei all' diesen, theilweise recht schwierigen Verhandlungen zeigte Li ein derartiges Geschick, daß man ihn nicht mit Unrecht einem Talleyrand und Bismarck vergleichen hat. Vor Bismarck und den Deutschen überhaupt bekundete Li einen großen Respekt, den er auch bei einer Europareise im Jahre 1896 nicht verlegnete. Gefragt, welches der köstlichste Augenblick dieser Reise gewesen, sagte er: „Als ich Bismarck in die Augen sah.“ Eine andere Erinnerung an diese Reise weiß der Kaiser eines der größten Pariser Bankhäuser, des Credit Foncier, zu erzählen. Nach einander ließ der hohe, chinesische Gast sich die Schätze der Bank zeigen, bis er, an der Abtheilung der Werthpapiere angekommen, an zwei Schuldverschreibungen der Stadt Paris über je 5000 Francs so großen Gefallen fand, daß er sie als „Reiseandenken“ in seiner Tasche verschwinden ließ. Der französische Minister des Auswärtigen aber hatte das Vergnügen, die Bank schadlos zu halten.

Li-Hung-Tschang war in Allem das Muster eines gebildeten Chinesen. Schlaun, verschlagen, verlogen — Lügen ist in China nichts Unehrebares — war er zur Rolle eines Diplomaten wie geschaffen und mehr als einmal hatte er Gelegenheit, diese Kunst zum Ruhm und Frommen seines Vaterlandes zu verwerten. Denn all' die Niederlagen, welche China auf dem Schlachtfelde erlitten, wußte der schlaue Diplomat auszuweichen, wenn nicht gar in politische Siege zu verwandeln. Letzteres war besonders nach dem chinesisch-japanischen Kriege der Fall. Auch in den Verhandlungen nach der jüngsten europäischen Invasion hat Li seinem Vaterlande unschätzbare Dienste geleistet.

Ernstes und Heiteres.

(Nachdruck verboten.)

Sinngebiht.

Die Blüten	Bei wärmenden Flammen
Im Lenze,	In traulichen Kreisen
Im Sommer	Fröhlich zusammen,
Die Kränze,	Und oftmals dabei
Im Herbst	Noch Tanz und Gesang
Die Nebren	Und Gläser- und Flöten-
Mit goldenem Schein,	Und Harfen-Klang; —
Und Trauben	O Erde, wärest du
Mit herrlichem	So freundlich und schön
Verlenden Wein;	Doch stets für die Menschen-
Im Winter dann wieder	Kinder zu seh'n!

(Aus Sursum corda von J. Hill.)

[Zur Geschichte der Hüte.] Die Garamanten theilten die Schale eines Straußeneies in zwei gleiche Theile, woraus sie zwei Kopfbedeckungen erhielten. Die Babylonier bedeckten sich mit einem Barett oder einer Art von türkischem Bund, und die Meder trugen eine Tiara, einen spitzen Hut. Der thessalische Hut war mit einem Rande versehen, der das Gesicht gegen Wind, Regen und Hitze schützte, wie auch derjenige der Aethioper. Bei den Römern hatten die Priester besondere Kopfbedeckungen, während die Hüte der Soldaten aus rauhen Schaffellen bereitet waren. Zur Erfindung der Filzhüte sollen die Fiedelhauben oder Helme der Alten Gelegenheit gegeben haben. Die Bereitung des Filz kann älter sein als Spinnen und Weben, denn man trifft ihn schon bei wilden Nationen an, die weder spinnen noch weben können. Als die Hüte aufkamen, wurden sie anfangs noch unter dem Rande mit einer Schnur gebunden, und ihre Farbe richtete sich nach der übrigen Kleider. Die ältesten Hüte waren weiß; das Biret, dessen schon 1170 gedacht wird, war schwarz, pyramidenförmig und paßte genau um den Kopf. Den rothen Kardinalshut brachte Innocenz IV. 1244 auf. 1630 gab es schon in Nürnberg Hüter (Hutmacher). In Frankreich setzte man den Anfang der Hüte in die Zeiten Karls VI., der von 1380 bis 1422 regierte. Der älteste Filzhut derselbst (es wird behauptet, daß schon die alten Griechen Filzhüte gekannt hätten), dürfte der sein, welchen Karl VII., der 1422 bis 1461 regierte, bei seinem Einzuge in Rouen trug. Man hielt damals die Hüte für eine große Eitelkeit. Im 16. Jahrhundert wurden die schwarzen Hüte Mode, auch war es schon üblich, Viberhaare zu Hüten anzuwenden. Franz I. machte den Gebrauch der Hüte noch allgemeiner. Damals war der Hut noch eine spitze Mütze, auf die der Adel seine Wappen stützen ließ. Karl V. trug einen kleinen, mit Sammet überzogenen Hut, den er bei Regenwetter abnahm, damit er nicht naß wurde. Die ältesten Innungsgebräuche der französischen Hutmacher sind von Heinrich III. 1578 bestätigt; die älteste deutsche Hutmacherordnung ist die württembergische vom Jahre 1581. Die ersten Hüte waren rund und nicht aufgesträmpft; aber diese herunterhängende Kränze war im Kriege un bequem, daher wurde der Hut erst zweimal, dann dreimal aufgeschlagen. Unter Ludwig XIV. kamen die Federhüte auf. Und so sind und werden noch immer neue Erfindungen und Veränderungen in der Form der Hüte und ihrem Stoff gemacht, zu dem man jetzt Viber-, Hasen-, Maulwurfs-Haare, Seide, Wollengras und Pappelwolle nehmen kann.

[Wrangel-Anekdoten.] Der preussische Generalfeldmarschall Graf Wrangel soll geizig gewesen sein, und so soll z. B. der Nachtwächter seines Bezirks niemals ein Weihnachtsgeschenk erhalten haben. „Der Nachtwächter gratulirt Eurer Excellenz zum neuen Jahre!“ hieß es da einmal. Papa Wrangel schaut sich um und nickt: „Danke, danke mein Sohn, wünsch' es Dich gleichfalls! Was hast Du denn im vorigen Jahre bekommen?“ — „Nichts, Excellenz.“ — „Na, dann soll es in diesem Jahre auch so bleiben.“

[Schnattern.] „Was das für eine Kälte ist! Kein Zimmer ist mehr zu erheizen; meine Frau hat gestern den ganzen Tag geschnattert.“ — „Da können Sie noch von Glück sagen; die meinige schnattert das ganze Jahr, ob es heiß oder kalt ist.“

[Ein Dritter im Bunde.] „Herr Kandidat, was gibts außer Chloroform und Aether sonst noch für Mittel, um Bewußtlosigkeit zu bewirken?“ — „Ein tüchtiger Knäuel, Herr Geheimrath, hat die gleiche Wirkung.“

[General] (an die Mannschaft Fragen stellend: „Nun sag' Du mir, mein Sohn: Was denkst Du Dir wohl, wenn Du einmal im Felde so Deine Fahne flattern siehst?“ — Rekrut: „Daß der Wind geht, Herr General!“

[Hausherr]: „Wenn Sie jetzt die mir seit Jahren schuldige Miete nicht endlich zahlen, muß ich Sie verklagen.“ — Miether: „Ach thun Sie mir diese Schande nicht an — steigern Sie mich lieber.“

[Bedenkliche Zustimmung.] „Sie glauben nicht, es gibt Hunde, die klüger sind, als ihre Herren.“ — „Ich weiß, ich hab' selbst so einen.“

[In der Schule.] Lehrer: „Hier sehen Sie das Gerippe eines Säugthiers, und zwar, Mayer, von was für einem?“ — Mayer: „Vor einem todten!“

[Ruin und Ruine.] „Du bist mein Ruin“ rüfte eine alte, zahnlöse Frau, die einen jungen, leichtsinnigen Menschen geheiratet hatte. „Und Du meine Ruine“ war die Antwort des Leichtsinnigen.

[Matrosen-Seufzer.] „Zum Henter! am End' geht das Schiff unter, und heut' hätten wir g'rad Bistelfleisch mit Erbsen bekommen!“

[Mabarberfaß.] Die geschälten Mabarberfaß werden im Kleinbetriebe auf einem Reibeisen, im Großbetriebe auf einer Osmundite dreierlei zerfeinert und abgepreßt. Den so gewonnenen Saft gießt man nach circa sechs Stunden vorsichtig vom Bodensatz ab und focht ihn unter sorgfältigem Ausschäumen, ohne Zuzugabe, so lange, bis sich kein Schaum mehr zeigt, fällt ihn sodann in vorher erwärmte Flaschen, verkorkt sie mit guten Korken, schneidet dieselben über dem Flaschenhalse scharf ab und taucht Flaschenhals und Kork in flüssiges Paraffin ein, wodurch ein vollkommen luftdichter Verschluss erzielt wird. So hält sich dieser Saft, bewahrt man die Flaschen in einem kühlen Räume auf, bis zur nächsten Ernte und länger und eignet sich ganz vorzüglich für Limonaden und Saucen.

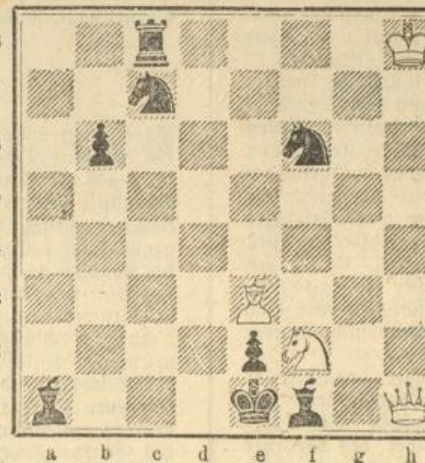
[Dorsch mit Sauerkraut.] Kochdauer drei bis vier Stunden. Sechs Portionen. Ein gekühlter Suppenteller voll Sauerkraut wird mit etwas Fett, fochendem Wasser und einigen Wachholderbeeren gar gefocht, worauf man es herausnimmt und auf einem Sieb die Brühe abtropfen läßt. Zwei Kilo Dorsch löst man von Haut und Gräten und schneidet ihn noch in fingerlange, dicke Streifen, welche man salzt und pfeffert. In einer runden Stielpfanne läßt man 50 Gramm Butter draun werden, gibt die Stücke hinein und brät sie gar und braun. Man schichtet man das Sauerkraut abwechselnd mit den Fischstücken in eine Auflaufform, gießt einen halben Liter saure Sahne darüber, bestreut die Masse mit geriebenem Käse und brät sie dreiviertel Stunden im Backofen. Nach dieser Zeit nimmt man sie heraus, verührt die Sauce mit einem halben Eßlöffel Maggi-Würze und richtet die Schüssel an.

[Weißsuppe.] Sechs Portionen. Zubereitungszeit eine halbe Stunde. Man nimmt von Maggi's Redsuppe drei Würfel zu je zehn Pfennig, zerdrückt dieselben, streut die Masse in zwei Liter siedendes Wasser, läßt bei kleinem Feuer eine halbe Stunde kochen, würzt mit einigen Tropfen Maggi-Würze und richtet die Suppe über ein Stückchen süßer Tafelbutter an.

[Schimmel des Leders zu verhüten.] Die Ledertheile von Geschirren, die im Stalle aufgehängt sind und längere Zeit nicht benutzt werden, fangen in Folge der Feuchtigkeit und des Ammoniakdampfes zu schimmeln an. Um dieses Schimmeln zu verhüten, müssen die erwähnten Gegenstände entweder in einen anderen Raum gebracht werden, oder, falls dies nicht angeht, muß das Leder öfter mit einem wollenen Lappen abgetrieben werden.

Schach.

Weiß zieht und setzt mit dem 3. Zuge matt. Schwarz.



(Die Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Geographisches Arithmogriph.

Die Zahlen nebenstehender Figur sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß die wägerechten Reihen bedeuten:

1. einen berühmten Kurort, 2. eine Stadt in der Rheinprovinz, 3. einen europäischen Staat, 4. eine deutsche Hauptstadt, 5. einen amerikanischen Staat, 6. eine Inselgruppe, 7. eine europäische Insel, 8. eine Stadt in Westfalen, 9. ein Thal im Elsaß.

Die wägerechte Mittelreihe entspricht nach richtiger Lösung der sechsteiligen Mittelreihe.

Räthsel. Mit B ist's ein Name für Knaben. Mit W muß der Schneider es haben. P. Reichhoff.

(Die Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Aus voriger Nummer.
Auflösung des Quadraträthfels:

R o s e
O p e r
S e i l
E r l e

Aus voriger Nummer.
Auflösung des Diamanträthfels:

			A						
			R		S		A		
			S		R		S		
			O		S		R		
			S		O		S		
			R		O		S		
			S		R		O		
			O		S		R		
			S		O		S		
			R		S		O		

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ (H. Vogel, Direktor) in Karlsruhe.